

Die tibetanische Nonne und ich

Angelsächsische Tradition: **Claire Scobie** hat ein vortrefflich klischeefreies Buch geschrieben

VON MARKO MARTIN

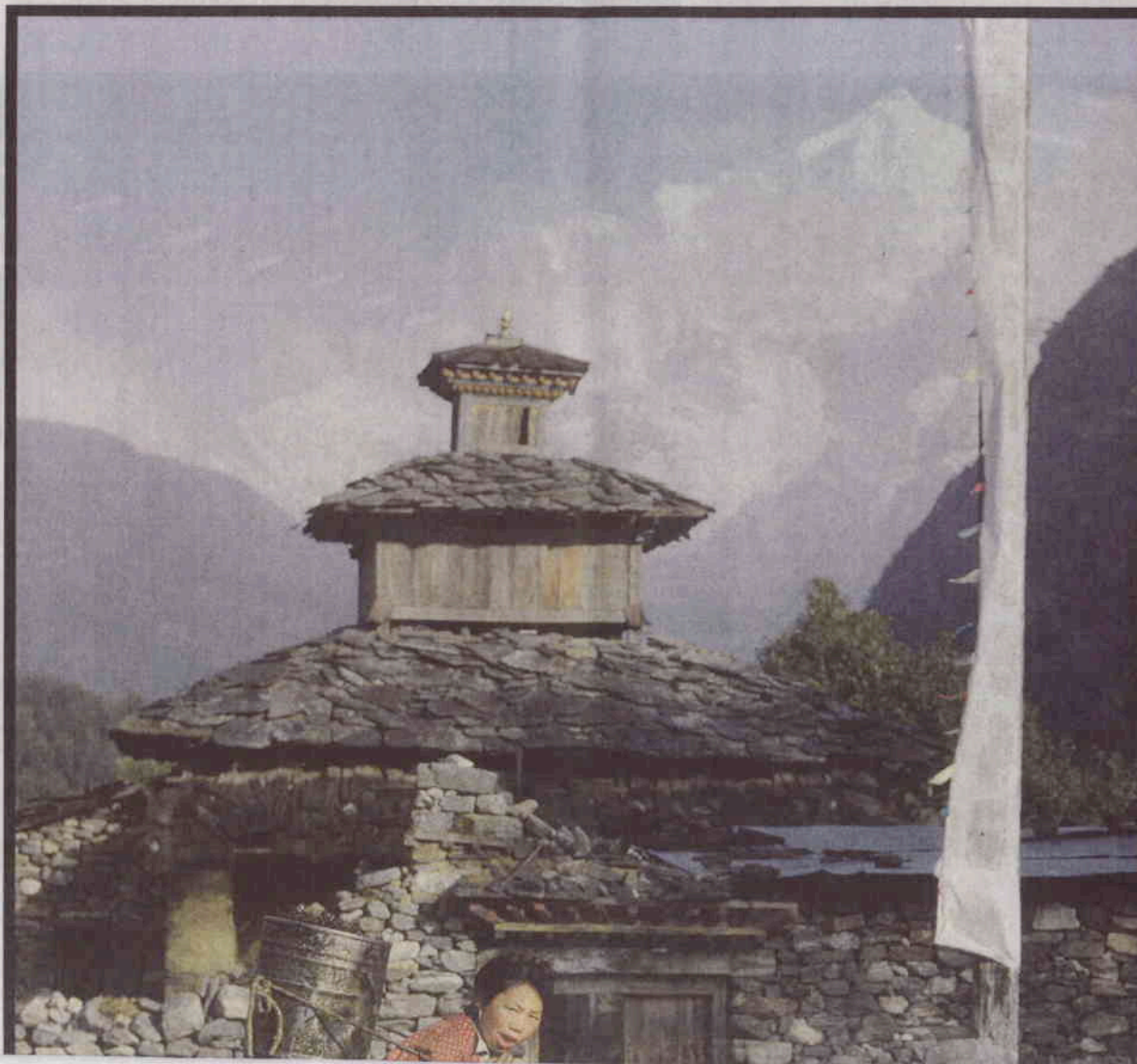
Natürlich ist das Wetter miserabel. Regenschauer am Piccadilly Circus und Leicester Square, ein kalt-zugiger Wind herunter von der Tottenham Court Road, vor den erleuchteten Auslagen der Buchläden in der Charing Cross Road aber dennoch ausreichend Passanten, die stehen bleiben und – Regenschirm aufgespannt oder Kapuze in die Stirn geschoben – die Cover der Neuerscheinungen betrachten oder sich von irgendeinem unerwarteten Schaufenster-Exemplar in diverse Antiquariate locken lassen.

„Ich bin sicher, die führen auch gelehrte Abhandlungen über den Zusammenhang zwischen miesem Wetter und entdeckungsfreudiger Literatur.“ Claire Scobie kaut in einem auf französisches Bistro gestylten Café in Soho an ihrem Croissant, und ihr Lob der Londoner Büchervielfalt kommt weder launisch noch stolz daher, schon gar nicht verquält ironisch. Eher ist es eine simple, freundliche Feststellung, die sich überdies nicht nur auf Impressionen



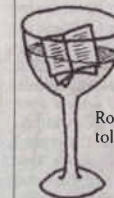
FOTO: MICHAEL MATHIAS/OLIVIERA

„Wenn Sie hören wollen, ich sei konvertiert, muss ich Sie enttäuschen“, sagt Claire Scobie. Sie hat keine Botschaft



DER WEIN ZUM BUCH

Lecker



Kolnas wirbelte herum und sah Hannibal an der Wand lehnen, in einer Hand ein Glas Rotwein, in der anderen eine Pistole“, schreibt Thomas Harris in seinem Roman „Hannibal Rising“ aus der Frühzeit seines Kannibalen-Helden Hannibal Lecter. Zu seinem so dürftigen Buch wie diesem brauche ich jetzt dringend einen tollen Rotwein. Und weil Thomas Harris alles Deutsche zutiefst zuwider ist, hält Einzug in der Bibliothek ein Bordeaux aus Pauillac, der 2004 La Fleur Peyrabon.

Im Gegensatz zu Harris' neuem Werk ist dieser Wein ein wirklicher Hit! Der Name „La Fleur Peyrabon“ klingt nach dem Zweitwein des Gutes „Château Peyrabon“, aber das ist falsch. La Fleur bezeichnet jene vier Hektar im Bereich Pauillac, die Patrick Bernard einst zusammen mit dem Château erwarb. Obwohl noch sehr jung, lässt sich dieser Pauillac bereits nach dem Dekantieren in einer Karaffe genießen. Im Aromenspektrum dieses erstaunlich preiswerten Klasse-Weines entfalten sich Heidelbeere, Zeder und Karamell.

Der Wein hat auch in der Vergleichprobe mit weitaus kostspieligeren Pauillacs die wundervolle Pauillac-Süffigkeit, ohne seine Ernsthaftigkeit zu verlieren. Leider kann man ihn nur in 12er Kisten erwerben, aber es lohnt sich!

Derweil lernen wir bei Harris: „Frauen merken schneller als Männer, wenn sie beschattet werden. Das ist Teil ihrer Überlebenstechnik. Und sie erkennen Begehren sofort. Ebenso wie seine Abwesenheit.“ Das sind einige der klügeren Sätze in einem blutrünstigen Buch voller konstruierter deutscher Schandtaten. Und ich gebe mich jetzt ganz dem Begehren nach diesem Bordeaux hin und verbanne Harris in eine der zweiten Reihen meiner Bibliothek.

Martin S. Lambeck

2004 La Fleur Peyrabon.
180 Euro pro Kiste mit 12 Flaschen.
Millésima.
33038 Bordeaux. Gratis-Tel.: 00 800 1813083.

TERMIN FÜRS BUCH

Locker

stützen kann: Noch immer saugt die Hauptstadt des ehemaligen Empire geradezu süchtig Erfahrungen und Berichte aus aller Welt auf, um sie in Oxford oder Cambridge politisch-historisch analysieren oder eben an der Charing Cross Road in Gestalt hochwertiger *travel literature* verkaufen zu können. Merkantilismus, mag der Kontinentaleuropäer sich da mokieren, doch immerhin scheint dies die ehrlichere Version als jener Salon-Exotismus à la française, dessen saisonaler Enthusiasmus mal dem Reich von Angkor, dann wieder Algerien, Bosnien oder dem Kosovo gilt, ehe die Meinungsmacherkarawane leichtfüßig weiterzieht.

Sprechen also wir mit der sympathischen Miss Scobie über Gewichtigeres. Sprechen wir über ihr soeben auf Deutsch erschienenes Erfolgsbuch „Wiedersehen in Lhasa“, über die Geschichte einer im Grunde genommen unwahrscheinlichen Freundschaft. „Ani ist nicht ihr richtiger Name, denn ich musste sie ja schützen und Ortsbeschreibungen so verfremden, dass sie durch mein Buch nicht etwa in Gefahr geriet.“ Ani, der tibetanische Name für Nonne, hat seit ihrem zweiundzwanzigsten Lebensjahr ihre Existenz Buddha geweiht und zieht als Almosenempfängerin durch die ebenso großartige wie oft unwirtliche Landschaft ihrer Heimat Tibet, die seit 1959 von China okkupiert ist. Dort trifft sie Anfang der Neunzigerjahre zufällig auf eine junge, erfolgreiche englische Journalistin, die für ein Reisemagazin über seltene Blumenarten schreibt. Das hört sich jetzt erst einmal nach Come-together-Kitsch an. Aber Claire Scobie, Jahrgang 1972, hat mit „Wiedersehen in Lhasa“ wirkliche Literatur vorgelegt, eine Annäherungs-Prosa ohne falsche (sanfte) Töne, ein Reisebuch, das in äußere und innere Welten entführt und dennoch den ausgetretenen Pfaden der Klischees nahezu traumwandlerisch ausweicht.

„Ani ist eine Ausnahme. Eine lebende Mahnung, wenn man so will, an spirituelle Möglichkeiten in einer kargen, dem Himmel nahen Landschaft, die trotz unserer Schwärmerei noch immer etwas Grandioses hat.“ Miss Scobie neigt ein wenig den Kopf und kneift das linke Auge zu, als wolle sie prüfen, ob sie auch richtig verstanden wurde. Denn nicht nur diese vormittägliche, bei einem Croissant gegebene Erklärung, sondern ihr gesamtes, in Großbritannien bei Erscheinen begeistert rezipiertes Buch ist ein einziges Trozdem: Sie erzählt eine spannende Geschichte nach westlichen Maßstäben, die von einer bei zahlreichen Besuchen in neun Jahren gewachsenen Freundschaft handelt, welche auf ganz anderen Parametern beruht. Oder frei nach einem längst vergessenen marxistischen Terminus – die Negation der Negation: Hinter dem europäischen Projektionsschund die Realität auf dem sogenannten „Dach der Welt“, die eben nicht nur von Schrecken,

sondern trotz allem auch von Möglichkeiten ungeahnter Einkehr kündigt.

Claire Scobie, die kein weiblicher Paulo Coelho ist, überlässt es dabei den Lesern, aus welchen Bildern sie künftig ihre Tibet-Vorstellung formen möchten. Die wie bei einem Stromstoß zurücktaumelnde Autorin, als sie irrtümlich einen unantastbaren Yogi am Rücken berührt oder eher die Coca-Cola-Flaschen in einem vermeintlich abgelegenen Tal? Die sich behutsam an die letzten Fragen der Existenz herantastenden Gespräche zwischen der Nonne und der Weltreisenden oder die rüde Realität in der Hauptstadt Lhasa, wo in den Geschäften bereits Dildos angeboten werden und tibetanische Männer chinesische Prostituierte bevorzugen, da diese „alles machen“? Claire Scobie im Schnee meditierend – das heißt: ihre dahingehenden Versuche so authentisch wie möglich beschreibend – oder soeben im Arrest einer chinesischen Militärstreife?

Wenn all diese Episoden dennoch nicht disparat bleiben oder im Stil eines routinierten Reisejournalismus in jeder fünften Seite für „Atmo“ und Action sorgen, sondern im Gegenteil zu beinahe romanesken Puzzlestücken in einem Seelen- und Gesellschafts-Tableau werden, dann fragt man sich freilich irgendwann so bündig wie verduzt: *how come?* Wo nimmt eine mit allen materiellen und intellektuellen Segnungen des Westens aufgewachsene charmante Frau, die überdies bis dato noch kein Buch, sondern Zeitungs- und Zeitschriftenartikel verfasst hatte, die Ba-

lance her, um zwischen Empathie, ja Euphorie und nötigem Realismus nicht zu straucheln?

Claire Scobie antwortet: „Ich habe dieses Buch ja nicht sogleich nach meiner ersten Reise geschrieben, sondern mir Zeit gelassen. Dank journalistischer Aufträge immer wieder nach Tibet gereist, habe ich dort heimlich gefilmt und mich natürlich immer wieder auf die Suche nach Ani gemacht, die als Wandernonne ja keine feste Adresse hat.“ Und was beeindruckt eine englische Journalistin, die inzwischen mit ihrem Lebenspartner zum größten Teil des Jahres in Australien lebt, derart an einer asketischen Buddhistin, dass sie in deren Lebensbeschreibung zur Schriftstellerin reifte? „Wenn Sie hören wollen, ich sei konvertiert, muss ich Sie enttäuschen. Gleichzeitig bedeutet unser inflationäres Gerede von einer Seele, verbunden mit einer Art westlichem Wellness-Buddhismus mit Talmi und Räucherstäbchen im Umkehrschluss ja nicht zwingend, dass es tatsächlich nichts gibt, was unseren Körper und damit unsere irdische Existenz transzendiert.“

Muss man dafür aber unbedingt nach Tibet reisen, sich in mit Rattenkot besudelten staatlichen Billighotels die Nächte um die Ohren schlagen oder draußen in der Natur Schneewasser aufkochen, um sich waschen zu können? „Falsch“, widerspricht Miss Scobie. „Ich bin ja gerade ohne konkrete Absichten nach dorthin gefahren. Ich wusste nicht, was ich suchen oder finden würde. Und

ich bringe auch keine Botschaft zurück, sondern nur dieses Buch mit der Geschichte einer Freundschaft, die dennoch möglich war. Trotz Kipling.“ Jetzt ist das rechte Auge zusammengekniffen, um die Reaktion des Gegenübers zu testen. Meinen Sie vielleicht Rudyard Kiplings berühmte, inzwischen selbst zum Stereotyp geronnene Gedichtzeile „Oh, East is East, and West is West, and never the twain shall meet“?

„Ja, ich meine diese Verabsolutierung kultureller Unterschiede, die nur die Kehrseite jenes oberflächlichen Synthese-Gepauders ist, das denkende Menschen mit Grund allergisch macht.“

Vielleicht ist es jetzt an der Zeit, über den Dalai-Lama zu sprechen, dem Claire Scobie in seinem indischen Himalaja-Exil begegnet ist. „Vergessen Sie das Medien-Image“, sagt sie, „und stellen Sie sich ein sanftmütigen Mann mit unerhörtem Charisma vor, der hochkonzentriert zuhört. Dessen Blick einen tatsächlich zu erkennen scheint. Der seine Landsleute aus der Emigration heraus auf Gewaltlosigkeit einschwört und dann doch auf meine Frage, was man gegen die zunehmende häusliche Aggressivität unter den unterjochten Tibetern tun könne, mit entwaffnender Ehrlichkeit sagt: ‚Ich weiß es nicht!‘ Und Richard Gere? „Tatsächlich ein ernsthafter Gläubiger, meilenweit entfernt von Hollywood-Eitelkeit. Im Unterschied zu Bratt Pitt, den man in ‚Sieben Jahre in Tibet‘ immer so schön rasiert auf der Leinwand gesehen hatte und der es

danach bei einigen imagefördernden Statements belassen hatte.“

Gleichwohl ist „Wiedersehen in Lhasa“ nicht ohne ironische Spitzen gegen naive westliche Tibet-Fans, selbst wenn auch in diesem Fall Präzisierung vonnöten ist, denn: „Nicht jede Konvertitin ist eine törichte Mittelschicht-Dame. Im Gegenteil. Es ist westlichen Buddhistinnen zu verdanken, dass sich der Dalai-Lama für das Schicksal der Nonnen zu interessieren beginnt, die im Inneren Tibets noch immer viel weniger gelten als die Mönche.“

Und so endet in einer letzten dialektischen Volte das Buch auch mit einer dezenten Hommage auf westliches Alltagsgut. Claire und Ani nämlich besuchen irgendwann einen Optiker in Lhasa, der bei der Nonne beginnenden grauen Star entdeckt und erfolgreich zu einer Brille rät. „Ich habe neue Augen“, ruft Ani begeistert aus, doch gerade da sollte der vermeintlich aufgeklärte Leser ein „Siehste! Geht ja auch ohne Meditieren“ tunlichst unterlassen. Claire Scobies Buch nämlich ist nichts für Eindeutigkeits-Fanatiker.

**Claire Scobie:
Wiedersehen in Lhasa.**

Aus dem Englischen von Henriette Zeltner.
Frederking & Thaler, München.
210 S., 19, 90 €.

Nach London, leider nicht nach Lhasa, reiste Marko Martin auf Einladung von Frederking & Thaler.

A wird das große Frühjahrsbücherfest, die diesjährige Leipziger Buchmesse eröffnet. Unzählige Schriftsteller werden in den Messehallen und in der ganzen Stadt vorgestellt, lesen, diskutieren mit dem Publikum. Verleger treffen sich und Agenten und Journalisten. Nirgends lässt sich leichter ein Blick hinter die Kulissen des Buchmarktes zu werfen. Die „Literarische Welt“ organisiert für alle Interessierten, Leserinnen und Leser, Bücherfreunde und angehende Buchmacher gemeinsam mit dem Hamburger Literatur- und Pressebüro Pauw & Politycki einen Tag auf der Buchmesse. Sie eröffnen einem exklusiven Zirkel von Interessenten (Gruppen von 10 bis 12 Personen) die Möglichkeit, die Messe kennen zu lernen. Am 22. März werden sie einen Tag lang Insider sein, Verlage, Autoren, Literaturagenten treffen und haben Gelegenheit, alle Fragen zum Buchmarkt, zur Literatur und zur Verlegererei zu stellen, auf die sie schon immer eine Antwort bekommen wollten. Sie werden eine Auswahl der wichtigsten Autorenlesungen in den Leipziger Messehallen erhalten. Angehende Autoren werden über Möglichkeiten, im Betrieb Fuß zu fassen, informiert.

Ausgewählte Programmpunkte sind: Elmar Kreckler, der Leiter der „Literarischen Welt“ und Annette Pauw von Pauw & Politycki geben einen ersten Einblick in die Gesetze des Buchmarkts vom Manuskript in den Buchhandel. Besuch bei namhaften Verlagen: Mit Verlegern und Lektoren wird die derzeitige Situation auf dem Buchmarkt diskutiert, die wichtigsten Titel der neuen Verlagsprogramme werden vorgestellt. Ein Schriftsteller vermittelt seine bei der Verlagsuche gesammelten Erfahrungen und gibt praktische Ratschläge. Mit Literaturagenten wird die Frage diskutiert „Wie bringe ich mein Manuskript einen Verlag?“

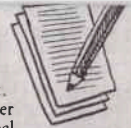
Anmeldung und Information:

Literatur- und Pressebüro Pauw & Politycki.
Tel.: 040 / 35 53 96 0, Fax: 35 53 96 20.
E-Mail: info@pauw-politycki.de.
Kosten für die Führung inkl. Eintritt und Programm: 110 €.

DIE LITERARISCHE WELT

Eine Beilage der WELT

Herausgeberin: Dr. Rachel Salamander
Verantwortlich: Elmar Kreckler
Redaktion: Dr. Tilman Krause, Hannes Stein
Gestaltung: Katja Wischniewski
10888 Berlin, Axel-Springer-Straße 65,
Fax: 030/25 917 29 39,
e-mail: literaturwelt@welt.de
www.welt.de/kultur/literarischewelt



In der Geschichte Ihrer Freundschaft mit der tibetanischen Nonne Ani umgeht Claire Scobie allen Fallen des Ethno-Kitschs

PHOTO: BILDREISE